

schwer, wenn man diesen Herren das Handwerk legte und sie zur Arbeitseinstellung zwänge?

Wie man sieht, gibt es eine Menge von Arbeit, für die mehr das Schlagwort „Nicht arbeiten“ passen möchte. Es sind meistens solche Tätigkeiten, welche nach der bisherigen Auffassung als besonders vornehm galten.

Wenden wir nun unsere Blicke zu der großen Masse der unvornahmen Arbeiter, Angestellten und Beamten. Auf sie ist dieses Schlagwort besonders gemünzt, ihnen gegenüber enthält es den gar nicht leisen Vorwurf, daß sie nicht genug arbeiten. Die Verkünder dieses Schlagwortes befehlen grimmig den Achtfundentag und die jüngsten sozialpolitischen Besetze, welche die Unternehmer an der Ausdehnung der Arbeitszeit hindern. Nun feiern aber in Amerika, in England Millionen von Arbeitern, von den übrigen Ländern gar nicht zu sprechen. Man schließt die Fabriken, blüht die Höfen aus, die Arbeitszeit wird überall vergrößert, weil die Aufrechterhaltung der Betriebe den Industrielichen nicht einträglich erscheint. Das Verlangen nach ausgeübten Arbeitsstunden wird höchlich verachtet, die Sozialisierung der Betriebe verweigert. Es ist aus mit der Heiligkeit der Arbeit, sobald die Kapitalisten den Profit für zu niedrig erachten.

Das Sparen ist der Zwillingsschwur des Arbeitens, es wird ebenso inbrünstig von den Massen verlangt. Was ist Sparen? Ein Teil des Einkommens wird nicht aufgezehrt, sondern aufbewahrt oder verzinstlich angelegt. Die Möglichkeit und die Pflicht des Sparens steht im geraden Verhältnis zu der Höhe des Einkommens. Die vermögenden Klassen leben aber trotz der trüben Zeiten zu gut und zeigen keine Miene zum Sparen. Eine wirksame Art des Sparens wäre z. B. auf große Wohnungen zu verzichten. Will man aber diese Leute durch Anforderung eines Teiles ihrer Wohnungen zum Sparen veranlassen, so tragen sie über Boshesheit. Jede Einschränkung des Luxus löst bei ihnen wütende Angriffe aus, der Handel, die Industrie, der Mittelstand werden ins Treffen geführt, ihr Unterangas als beehrrend erklärt. Die Forderung hehrer direkter Steuern bedeutet eine Erpirnis zugunsten des Staates, die Betroffenen wofen aber davon nichts wissen.

Es bleibt nur die Arbeiter- und Angestelltenklasse übrig, von der die Tugend des Sparens in vollstem Maße verlangt wird. Wie sollen die Arbeiter sparen? Ihre Wohnungsverhältnisse haben sich seit der Revolution etwas gebessert, doch würden wir jedem Apostel des Sparens solche Wohnungen wünschen, wie die, in denen die große Masse der Arbeiter wohnt. Kein anständiger Mensch kann behaupten, daß die Ausgaben der Arbeiter für Kleidung und Nahrung reduziert werden können. Es ist nur ein einziger Kosten in Arbeiterbudget, der lieber zur Erhöhung des Nahrungsaufwandes verwendet werden sollte: die Ausgaben für den Alkoholgebrauch. Doch sehen wir überall, wie die bürgerlichen Parteien jeden Schritt zur Einschränkung des Alkoholkonsums wegen der hohen Profite der Alkohollindustrie zu verhindern wissen.

Allerdings besitzt der Kapitalismus ein unschätzbare Mittel, das zur Sparsamkeit bewegt er zwingt die Arbeiter durch seine Preiserei, von der Befriedigung der allerdingsten Lebensbedürfnisse Abstand zu nehmen. Entläßt er die Arbeiter massenhaft, so tritt für diese wirklich ein idealer Zustand des Sparens ein, man kann am besten dann sparen, wenn man kein Einkommen hat.

Das Bauerntum ist auch ein Nutznießer der Kriegen- und Zusammenbruchkonjunktur. Jeder Versuch, solche Steuermaßnahmen durchzuführen, die die Bauern zum Sparen zwingen, erwirkt sich als erfolglos. Selbst die Bureaufträge nimmt sie nicht ernst, weil das Bauerntum jetzt eine der stärksten Schutzgruppen des Kapitalismus und der Klassenherrschaft ist und infolgedessen das Tabu, das Rührmichnichten der jetzigen Politik geworden ist.

Zum Schluß wollen wir noch das Bild desjenigen Arbeiters entwerfen, der das Ideal des Arbeiters und Sparens verkörpert. Dieser Prachtmensch arbeitet — wohlgerne, solange die Geschäftskonjunktur herrscht — 12 bis 14 Stunden täglich, verzichtet auf den Achtfundentag, für die ge—theisteten Ueberstunden verlangt er keinen Lohn, denn sein

sehnlichster Wunsch ist, daß die Industrie dem Auslande gegenüber konkurrenzfähig bleibe. Und wer soll dafür Opfer bringen, wenn nicht der Arbeiter, der doch von der Industrie lebt? Er verlangt niemals Lohnerhöhung, nimmt an den Streiks nicht teil. Sobald die Konjunktur zurückgeht, verzichtet er einstuftvoll auf einen Teil seines Lohnes, der Arbeitgeber darf nicht weniger verdienen als früher. Denn wovon lebt der Arbeiter, wenn der Unternehmer keinen Ansporn hat, ihn arbeiten zu lassen? Setzt man ihn auf die Straße, so tröflet er sich damit, daß wenigstens der Unternehmer die Betriebskosten erspart. Um die Lohnfözung auszugleichen, hält er in seinem Kabinett Unterlehrer und Metzger, ist nur einmal des Tages, tauft keine Kleidungsstücke mehr und besucht eifrig die Kirchen. Aus der Gewerkschaft ist er nur ausgetreten, um die Mitgliedsbeiträge zu ersparen. Sein erspartes Geld hinterlegt er zinstfrei bei einer Großbank, um die schwierige Lage derselben zu erleichtern.

Unser ganzes Unglück stammt daher, daß sehr wenig solcher Idealmenschen auf der Welt frei herumlaufen.

B. Spende.

Der Verband hat keinen Zweck!

War häufig wird von den Mitgliedern bei Auszahlungen von Unterföhlungen über den geringen Betrag, den sie erhalten, Klage geführt. Es bedarf oft eingehender Auseinandersetzung darüber, daß zunächst die Unterföhlungsgröße nicht zu niedrig sind, sondern gemessen an den Beiträgen und der Vielföchtigkeit (Arbeitslosen, Kranken-, Maßregelungs- und Streikunterföhlung) recht erhebliche Summen erfordern, daß aber die Hauptaufgabe der Gewerkschaften nicht das Unterföhlungsweilen, sondern die Hebung der kulturellen und wirtschaftlichen Lage der Arbeiterschaft sein muß. Der ständigen Lebensart solcher Mitglieder, die in der Regel die Versammlungen aus Prinzip schwänzen, daß der Verband und die Mitgliedschaft bei demselben keinen Zweck habe, muß der Unterföhlungsansprucher dadurch begegnen, daß er die Lohn- und Arbeitsverhältnisse solcher Betriebe schildert, wo die Arbeiterschaft nicht organisiert ist. Leider gibt es auch in Großstädten noch einzelne Zwergebetriebe, denen es gelingt, ihr Wohlstand durch unorganisiertes Hilfspersonal recht niedrig zu halten. Der Wechsel ist dort naturgemäß sehr groß und kaum hat die Spürnahe eines Funktionärs so einen Außenbesuch aufgestöbert, ist der Vogel schon wieder ausgeflogen und andere (meist sind es weibliche) machen für einen Sundeolohn die Arbeit fertig.

Das Arbeitstagesgepenst, das immer drohender am Wirtschaftsmittel erscheint, veranlaßt manchen Arbeiter und manche Arbeiterin, zu ihrem eigenen Schaden jede gebotene Arbeitsgelegenheit anzunehmen, ohne sich wegen der tariflichen Gehaltszahlung zu erkundigen. Diese Notlage wird von Prinzipalen obiger Art weidlich ausgenutzt, die sich den Teufel darum kümmern, ob der Arbeiter sein Leben dabei fristen kann oder nicht. Konnten wir doch feststellen, daß in einem Betriebe, wo 2 Untergerinnen beschäftigt sind, nicht einmal zwei Drittel des Tariflohnes bezahlt wurde. Allerdings sind beide Untergerinnen nicht im Verband und auf die Aufforderung zum Beitritt, wurde unserer Kollegin in bezug auf die Organisation das bekannte Zitat aus Götz von Berlichingen und andere Perlen der deutschen Sprache an den Kopf geworfen.

Daß sich manchmal Prinzipale auch der Waisenkinde annehmen, wenn etwas dabei zu verdienen ist, dürfte auch anderwärts vorkommen. Aber die Leser unserer Zeitung werden den Schreiber dieser Zeilen vielleicht für einen Nachfolger des alten, seligen Eugenimenes Mündchansen halten, wenn ich ihnen mitteile, daß ein etwa 17 Jahre altes Mädchen außer Kost und Logis den ganzen Monat 150 Mk (in Worten einhundertundfönfzig Mark) erhält. Von diesem fürföhligen Monatsgehalt Kleidung, Schuhwerk und andere notwendige Dinge zu befreien, ist eine Kunst, um die mancher Finanzstratege neidisch sein würde. Das Mädchen, eine

Balkenweise aus dem Ofen, ist als Dienstmädchen bei derselben Firma beschäftigt, deren famosen Verhörertrag wir in Nummer 9 der „Solidarität“ etwas niedriger hängen mußten. Zu ihren Dienstbedingungen gehört nicht nur Dienstoffarbeit, sie muß auch jederzeit bereit sein, als Anlegerin an der Maschine zu arbeiten, wozu sie ausgebildet wurde, darf dann abends noch Hausarbeiten verrichten oder die Wäsche erledigen, damit der Tag voll ausgenutzt wird. Von der Einhaltung der Bestimmung über den achtföhligen Arbeitstags ist bei dieser Kombination von Anlegerin und Dienstmädchen natürlich keine Rede. Wenn das Mädchen sich damit spät am Abend in der dunklen Kammer ausledet, Licht ist der Frau Hartmann zu teuer, kann sie Gott danken, daß es eble Menschen gibt, die sich ihrer annehmen. Aber die Fürsorge für die Wäsche geht noch weiter. Damit sie den sündhaften Verlodungen des Großstadtpfumpes nicht zum Opfer fällt, wird ihr an Sonntagmorgens nach einer Stunde Ausgehzeit zugebilligt. Und selbst durch Zufall das Mädchen ein Anker in der Zeitung gefunden hatte, in welchem ein Dienstmädchen für laufenden Markt Monatslohn gesucht wurde, kam auch dieses gefährliche Preshrept in bessere Verwahrung. Hoffentlich bringt die Firma Hartmann u. Co. die Schönerung dieses Jhdls aus längst vergangenen Tagen der Gebühreordnung ebenfalls mit Goldpapier umrandert auf ihrer „Ehrenliste“ im Betrieb an, wie den Bericht über den famosen Verhörertrag, mit dem sie Dumme fucht.

Daß die Firma auch anders kann, wenn sie weiß, daß organisiertes Personal in Frage kommt, ist dadurch bewiesen, daß eine dort beschäftigte Kollegin unter Hinweis auf die Auskunft des Verbandsbureaus ihren Tariflohn erhielt, wobei der Prinzipal sich erkundigte, ob die schon längere Zeit dort beschäftigte andere Anlegerin ebenfalls dem Verbandsangehöre. Auf die Antwort, daß auch diese jetzt organisiert sei, antwortete der Prinzipal: „Ja, dann muß sie wohl auch den Tariflohn erhalten.“ Besser kann wohl nicht illustriert werden, daß nur die Organisation in der Lage ist, die Lohnverhältnisse zugunsten des Hilfspersonals zu regeln und der wirkföhligen Bezahlung ein Ende zu machen. Wer heute noch auf das Wohlwollen des Götze rechnet, ist mit unheilbarer Blindheit gefolgt. Wenige ehrende Ausnahmen besitzigen nur die Regel, und besonders in der Zeitgeist kann täglich die Erfahrung gemacht werden, daß rüchföhllos aus Entlassungen geschritten wird, ganz gleich, was dann aus diesen Arbeitlosen und ihren Familien in dieser schrecklichen Zeit wird.

Daß selbst Arbeiter, die fast ein Menschenalter für eine Firma gearbeitet haben, vor die Türe gesetzt werden, wenn die Konjunktur abwärts geht, beweist der Fall eines hiesigen Kollegen, der mit kurzer Unterbrechung bald 50 Jahre bei derselben Firma beschäftigt war. Während seiner Ferien erhielt der noch sehr rüchtige Kollege folgenden Liebesbrief:

Hannover, 7. Sept. 1922.

Herrn Heinrich Ziegler, hier.
An Unbetracht der hehligen äußerst schwierigen wirtschaftlichen Lage, die mich zwingt, die Ausgaben meines Betriebes soviel wie möglich einzuföhlern, sehe ich mich leider gezwungen, Ihnen Ihre Stellung zu Freitag, den 22. d. M., zu kündigen.

Angelich Ihrer langjöhrligen, treuen Dienste hätte ich Ihnen gern ein sorgenfreies Alter in meinem Betriebe gegönnt. Unter normalen Verhältnissen hätte sich das auch sehr wohl möglich machen lassen. Heute ist die Geschäftslage derart, daß ich, um meinen Betrieb überhaupt aufrechtzuerhalten zu können, jedwede überföhlige Ausgabe vermeiden muß.

Sie haben Ihr ganzes Leben nichts getan als gearbeitet, mein lieber Herr Ziegler, nun legen Sie die Hände auch einmal in den Schoß und lassen Sie andere für sich sorgen. Sie haben die Ruhe wohl verdient.

Zum Schluß möchte ich Ihnen noch herzlich danken für das Interesse, welches Sie meiner Firma stets entgegen haben.

Hochachtungsvoll

Unterschrift (Ch. Schäfer).

Kommentar ist wohl überföhlig!

Huttler trat heran und griffte etwas lässig. Seine Ansicht war: Nur sich nicht zu weit herablassen, ein gewisser Abstand muß sein.

Helene trat vom Maschinenstand zurück, weil sie glaubte, der Faktor würde ihr etwas zu sagen haben. Er redete aber weiter nicht mit ihr, sondern besudete nur dem Maschinenmeister, daß die Auflage rasch zum Buchbinder müsse, er solle schnell nachsichsehen wödruden.

In diesem Betrieb war die Mischung sehr merkwürdig, die eine Hälfte gehörte dem Verband an, die andere nicht. Aber auch die Verbandsmittelglieder waren nicht die eifrigsten, wenn es galt, Organisationspflichten zu erfüllen. Sie schimpften nur immer auf den Vorstand — selbst getrauten sie sich mit der Firma Böhm u. Schoen keinen Lang zu wagen. Die, welche nicht organisiert waren, schimpften wödmöglich noch mehr auf den Verband, der ihnen keine Eier ausbrütete, weil sie keine legten — oder die vorhandenen verderben ließen. Die feinste Nummer war aber Rosa Schöllig, die mit Hadumit von der Organisation sprach, und am liebsten die „Solidarität“, wenn sie das Blatt mal sah, mit einer Zange angefaßt hätte. Man kann es ihr so sehr nicht übel nehmen. In der Verbandszeitung war sie kurz nach der Revolution mal ein wenig zergaust worden. Seitdem haßte sie die „Solidarität“ sowohl die gedruckte, wie die, die jeder im Herzen tragen soll. Madels, die im Verband waren, konnten ihr keinen Handgriff recht machen, da hatte sie fortwährend was zu bröbbeln. Huttler gab sich darin besser, er war Mitglied im Buchbinderverband, aber natürlich nur passiv, immerhin genögte es, daß er solche Geleiten wie die Schöllig nicht machte, dazu war er doch zu klug und anständig.

So also war die „Hilfsmittelern“, die hier über „Leben und Tod“ kommandierte und dem Faktor auf dem Fuße gefolgt war. Als der dann hinüber in den Egerlaal gegangen war, schwänzte sie fortwährend um Helene rum. Die verrichtete ihre Arbeit sicher und ohne sich viel um Rosa zu kümmern. Das war der nicht rechte — deshalb fand sie bald hier, bald da etwas zu kritisieren.

Helene ließ sie, gab ihr bloß kurz Weideld und erklärte ihr, daß es so und nicht anders gemacht werde. Der Maschinenmeister sah ihr wohlgeföhlig zu. Der hatte gleich heraus, daß die da oben ihr Gesicht kannte. Wie sie die Sache machte, wie sie sofort abstellte, wenn sie sah, daß der Maschinenmeister etwas zu bemerken schien, wie sie ihm da-

Ein Drama im Maschinenaal

Von Theodor Thomas, Frankfurt a. M.

Als sie morgens in den Ankleideraum trat, war alles hoff. Nicht, weil sie so hübsch gewesen wäre, das kann ihr bester Freund nicht besaputen — aber sie hatte so etwas Freies im Benehmen, sie gab sich wie ein natürlicher Mensch. Freier ihr in die Augen sah und das hübsche Benehmen richtig zu schätzen wußte, der fühlte, das ist ein feines Mädchen, das sich aus allen ihren Bewegungen hervor.

Nachdem die neuen Kolleginnen und auch die männlichen Mitarbeiter sie genug betrachtet hatten, bildeten sich sofort zwei Parteien. Eigentlich drei, die Herren der Schöpfung waren sich sofort einig, daß sie ein „nettes Geschöpf“ ist. Die Kolleginnen spalteten sich in zwei Lager. Der eine Teil behauptete, sie sei „gleich so frisch“, der andere, sie wäre „fürchtbar nett“. Zu den drei Teilen kam noch ein vierter, das war die, die der Herr in seinem Zorn hier zur besonderen Aufpasserinnen und Stütze des Chefs gemacht hatte, und die den bürgerlichen Namen Rosa Schöllig führte. Im Maschinenaal hieß sie nur die Schöllig. Natürlich hören durfte sie es nicht.

Dreißig Sekunden vor Beginn der Arbeitszeit erschleht die Rosa im Türhagen.

„So, Sie sind die Neue?“ fragte sie.

Es ist merkwürdig. Begegnet man im Leben, sei es im Café oder sonstwo, einem Menschen, mit dem man irgendwie in Berührung kommt, ist jeder von ausgesuchter Höflichkeit. Hier, wo Menschen zusammenrufen, die doch durch gemeinsame Arbeit aufeinander angewiesen sind, fand diese Höflichkeit wenig Nachahmung. Die Mitarbeiterinnen hatten sie alle etwas schon angesehen, anficht ihr die Hand zu bröden und „Willkommen“ zu rufen. Gecagt hatte keine etwas.

Nun aber, als die Schöllig sie so spöh begrüßte, ging „die Neue“ auf sie zu, stellte sich vor und sagte:

„Nawohl, ich bin Helene Stein, die neue Anlegerin.“

Auf diese Zusammenrede.

Mit diesen Worten streckte sie ihr die Hände entgegen.

Das war der Hilfsmittelern auch noch nicht vorgekommen.

Sie gab Helene ihre Fingerspöhen, als fürchte sie, die andere

könne die Boden haben, und zog ein Gesicht, als sei sie mit der Hand zwischen den Fahrstuhl gekommen.

Mit feinem Lächeln überfah Helene die Grimasse, brökte der Schöllig kürrichtig die Hand, die diese schnell zurückzog und bloß noch sagte:

„Das da ist Ihre Arbeit, gehen Sie man gleich ran, Sie haben doch eine Ahnung?“

Eigentlich hätte Madam Schöllig die neue Anlegerin ein wenig anfragen sollen, aber sie hatte keine Zeit. Mit größter Eile verschwand sie wieder, denn daß da eben mit dieser Freiheit war ihr zu stark gewesen.

Sie stieg eine Wendeltreppe in die Höhe, um mit dem Faktor Huttler zu sprechen, der in seinem Kabinett thronete, wo er eben ausrechnete, wieviel ein Beamter in der gehnten Gehaltsklasse verdient im Gegensatz zu ihm. Bei dieser sehr interessanten Tätigkeit wurde er durch Rosa gestört, was seine Laune nicht verbesserte.

„Absolut“, wie er mit dem Spöhnamen hieß, weil er, wenn er absolut sagen wollte, immer „absolut“ herausbrachte, empfing seine Stöbe also sehr ungnädig. Die schaukte:

„Was meinen Sie Herr Huttler, da kann wir aber eine Freude gefreigt. Ich komm vorhin in den Saal und will die Neue bescheiden, sagt die, sie wollte mit mir veruchen, ob wir zusammenarbeiten können und gibt mir die Hand. Sammle schon so was gefehen?“

Ganz erschöpft setzte sie sich auf den einzigen Stuhl im Stöbchen — und wartete auf Antwort.

„Absolut“ nun hatte eine Eigenschaft Leute, die der Artien unspöhnisch waren, die liehte er, denn er haßte die Schöllig, weil sie so eine alte Traffmadam war. Deshalb nahm er eine Pöffe Schmalzler, kniff beide Augen zu und sagte:

„Dadabei ist absolut nichts, das Mädchen ist tüchtig, ich hab mich erkundigt, nu machen Sie sich gleich Lärm wegen so was.“

„So was, wenn sie gleich so ist, ist das nichts?“

„Unfinn! ich geh mal runter.“

Als, wie gesagt, Huttler war Helene Stein schon desfalls gewogen, weil sie die Schöllig geärgert hatte. Er trat sie mitten in der Arbeit, sie legte sich Papier zurecht und ließ sich vom Maschinenmeister die eiserne Kollegin vorstellen, mit der sie nun aufnehmen sein sollte.

Mögen alle noch fernstehenden, aber auch vor allem die sauen und gleichgültigen Mitglieder daraus die Augenwundung ziehen, daß nur eine gut ausgebildete Organisation der einzige Halt des arbeitenden Volkes ist, die in allen Lagen des Lebens ihnen zur Seite steht. J. W.-Hannover.

Kritisches zur letzten Beiratsitzung

Mit dieser Stimmkarte überschreibt Kollege Sch.-Leipzig einen Artikel, der sich mit technischen und wirtschaftlichen Fragen innerhalb unseres Verbandes und Berufes befaßt. Er geht auf die Bedeutung des Verbandesbeirates und seiner Beschlüsse ein und meint, daß eine kritische Beleuchtung solcher zurande gekommenen Beschlüsse zeitgemäß sei. Aber warum denn nicht? Das ist ohne Zweifel ein Vorteil, besonders wenn die „Beleuchtung“ eine „Erläuterung“ bedeutet.

Der Beirat muß sich der Kollegenschaft zur Kritik stellen, und der nächste Verbandstag in Hamburg wird das für und Wider über diese neu geschaffene Instanz aussprechen. Der Beirat in seiner überwiegenden Mehrheit liebt bisher an dem Grundlag fest, daß an der Willensäußerung und demzufolge an den Beschlüssen des Frankfurt Verbandstages nicht getüttelt werden darf, wenn es nicht, bedingt durch die anormalen, sich überstürzenden Zeitverhältnisse, zum Zwange wird. Schon im Herbst 1920 in Halle wurde über die Art der Beitragszahlung der Kurzarbeiter ein Beschluß gefaßt, der durch Rundschreiben den Zahlstellen übermittelt wurde. Den Stein des Anstoßes in dieser Sache gab der Beschluß der Buchdrucker, ihre Kurzarbeiter, die auf halbe Zeit arbeiten, zu unterstützen. Dieser Beschluß wurde unseren Kollegentreuen erst nach der Münchener Tagung bekannt. Daß unser Kollegenschaft, die mit den Buchdruckern zusammen Kurzarbeitern, sich jetzt rühren und von der Verbandsleitung ebenfalls diese Einrichtung verlangen, läßt sich begreifen. Wersehen läßt sich aber auch, daß in der Zeit, wo die Buchdrucker schon namhafte Extrabeiträge leisten mußten, unsere Kollegenschaft sich still verhielt. Im Gegenteil! Es mußte leider festgestellt werden, daß ein namhafter Teil unserer Mitglieder die geringen Extrabeiträge für den DDB. noch nicht abgeführt hatte.

Kollege Sch. ist der Meinung, daß im Interesse der halbjährigen Verschmelzung der graphischen Verbände es nötig sei, unsere Einrichtungen, Beitragseinzahlungen, statutarischen Bestimmungen usw., denen des großen Bruders anzupassen. Da — sind es denn nur die Hilfsarbeiter, die Mängel an ihrem organisatorischen Aufbau aufzuweisen haben? Bis jetzt sind wir mit unserer Einrichtung im eigenen Hause ganz zufrieden, und hoffentlich behalten wir sie noch eine Zeit lang bei. Denn was dem einen sein Stroh ist, kann dem anderen sein Heu sein. Ueber dieses Problem zu befassen, ist lediglich Sache des Verbandstages in Hamburg. Wer den Artikel studiert hat, „Industrieverbandstageschaft“ in Nr. 128 des „Korrespondent“, dem wird es nicht schwer werden zu begreifen, daß wir unsere Einrichtungen nur auf unseren eigenen Leib zu richten müssen und nicht auf die Fesseln des zufünftigen Industrieverbandes. Sehen wir uns die Verembung der Sparten bei den Buchdruckern an. Wird damit etwa der Weg zur Zentralisation geebnet? Das riecht stark nach Dezentralisation und ist kein gewerkschaftliches Ideal. Die Zeit wird auch diese Frage reifen. Begnügen wir uns also mit der bisherigen Form des solidarischen Zusammenarbeitens und mit dem sehr wichtigen Problem der Vertiefung des Organisationsgedankens in unseren Reihen.

„Böhschheit wird zur Plage“, schreibt Kollege Sch. in bezug auf die Demobilisationsverordnung. Stimmt! Aber auch hier sind in vielen Fällen die Arbeiter selbst schuld. Wenn es sich um ideale Errungenschaften handelt, herrscht meistens größte Gleichgültigkeit, die oft zu schweren Folgen führt. Nur materielle Verluste vermögen noch die Flamme des Widerstandes gegen Unternehmerrücktritt und Eigenmächtigkeit aufzulockern zu lassen. Auch bei den Buchdruckern will man vielerorts von der Demobilisationsverordnung nichts wissen. Es liegen Beschlüsse vor, die das Kurzarbeitern energisch ablehnen

und die verlangen, bei Arbeitsmangel die Jungmannen zu entlassen, weil diese in andern Berufen leicht Arbeit finden, was meist auch zutrifft. Wenn Kollege Sch. einen Vorschlag kennt, der es ermöglicht, die Kurzarbeiter zu unterstützen, ohne unser Unterstützungsfondo erheblich zu belasten (wie er selbst schreibt), so müde er denselben dem Zentralvorstand unterbreiten, der zu dieser Sache Stellung nehmen muß. Eine nochmalige Erörterung der Beiträge über die in München festgelegte gleitende Staffel ist zurzeit zurückzuziehen. Die Kollegenschaft ist genügend belastet. Eine Form zu finden, um besonders traurige Fälle zu mildern, muß m. E. möglich sein. Ob eine obligatorische Einführung der Unterstützung der Kurzarbeiter bei uns durchgeführt werden kann, hängt von verschiedenen Faktoren ab und darf nicht ohne ernste Prüfung gelöst werden.

Wainz. U. B. M. Müller, Beiratsmitglied.

Organisation

Ob es sich lohnt, in der jetzigen Zeit die Frage zu erörtern, was ist Organisation, was hat Organisation zu bedeuten, ist wohl zu bezagen. Trotzdem sich in den Jahren nach der Revolution die Organisationen, d. h. die Verbände, zahlenmäßig ganz bedeutend verstärkt haben, fehlt ihnen doch vor allen Dingen die innere Reife. Noch nie hat man früher so verächtlich von den selbstgeschaffenen Organisationen und deren Einrichtungen sprechen hören, als das jetzt bedauerlicherweise geschieht. Mag es in den schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen begründet liegen, daß sich große Massen der Mitglieder unbefriedigt und verärgert über die ihrer Ansicht nach getroffenen unzulänglichen Maßnahmen seitens der Instanzen mißlieblich äußern, so würde bei genauerer Kenntnis der organisatorischen Verhältnisse die Kritik eine andere sein.

Was versteht man denn überhaupt unter dem Wort Organisation? Doch wohl den Zusammenschluß aller Kräfte, die in einer bestimmten Frage gleiche Interessen haben. Weil naturgemäß die Kraft des einzelnen zu schwach ist, sich durchzusetzen, muß man zum Zusammenschluß und zur Vereinigung greifen, um im Verein mit anderen Gleichgesinnten, welche gleiche Interessen haben, die Verfolgung des gesteckten Zieles gemeinsam zu betreiben. Bei wirtschaftlichen Organisationen war es vor allen Dingen die Verbesserung der Lebenslage durch bessere Lohn- und Arbeitsverhältnisse. Diesem Prinzip sind die Gewerkschaften ja auch bis zum heutigen Tage treu geblieben, und wenn es früher auch von den Mitgliedern anerkannt wurde, so wird heute bedauerlicherweise die Tätigkeit der Gewerkschaftsführer von einem gewissen Teil der Mitglieder sehr abfällig bewertet. Da dieses Treiben von einer Anzahl Mitglieder zu einem bestimmten Zwecke in Szene gesetzt wird, hat sich leider die bedauerliche Tatsache herausgestellt, daß weite Kreise eben noch nicht gewerkschaftlich durchgebildeten Organisationsangehöriger hierauf hereinkommen und in das wilde Schimpfen mit einstimmen.

Wie schon oben angeführt wurde, haben die Organisationen nach der Revolution einen gewaltigen Zuwachs erhalten, und zwar aus Kreisen, welche vor dem Kriege dem Organisationsgedanken feindlich oder gleichgültig gegenüberstanden, durch die veränderten Verhältnisse jedoch gezwungen wurden, sich zu organisieren. Zum größten Teil sind nun aus diesem Lager die Kräfte in dem Streik hervorgegangen, welche maßlose Kritik zu üben sich erdreisten. Wenn organisieren zusammenstehen heißt, so muß vor allen Dingen in der Organisation die Einigkeit gewahrt bleiben, um die neuengewonnenen Mitglieder zu erhalten und zu bilden. Ich kann mir zum Beispiel nicht gut vorstellen, neuengewonnene Mitglieder zu guten Gewerkschaftlern zu erziehen, wenn man in den Versammlungen die Führer und die Einrichtungen der Organisation mit Spott bewirft. Das muß anders werden. Wollen wir bei den Mitgliedern Vertrauen zur Sache erwecken, so müssen wir uns bei allen Zusammenkünften objektiv verhalten. Denn bekannterweise

ist es so, daß ausgebreitetes Mißtrauen viel leichter Aufnahme findet als irgendein Lob oder ein wahres Wort.

Deshalb, wollen wir vorwärts kommen, reinit, wir uns vorerst von diesen Schanden. Ich will nicht, daß alles kritisch hingenommen werden soll, Kritik soll und muß sein, aber eine gesunde Kritik muß es sein. Organisation heißt Zusammenschluß, beachten wir das. Der einzelne ist machtlos und schwach, vereint sind wir stark. Erziehung, Schulung und Disziplin unserer Mitglieder wird uns dahin bringen, einen Faktor darzustellen, vor dessen Bedeutung die Unternehmer sich beugen müssen und an dessen Kraft alle ihre gegen die Arbeiterkraft gesponnenen Intrigen zu scheitern werden. Darum helfen wir uns geschlossenen in die Reihen, Schulter an Schulter im Kampfe gegen unsere Gegner. Wenn auch im langjahren Kampfe Etappe um Etappe errungen werden muß, so wird es uns doch gelingen, mit gutgeheilten und disziplinierten Mitgliedern auch das letzte Bollwerk Sturmreif zu machen.

Nicht nur zahlende Mitglieder, nicht nur auf Unterstützung ruhende, im übrigen aber den Tagesfragen fremd gegenüberstehende Menschen erfordert die Zeit, sondern tatkräftige Streiter und Mitarbeiter. Lebt ab von der Teilnahmslosigkeit, folgt dem Rufe der Führer, werde fleißige Versammlungsbesucher und helfe mit an der Erziehung und Schulung unserer Mitglieder zum Wohle der Organisation, zum Wohle eurer selbst. R.-Leipzig.

Vorwärts zum graphischen Industrieverband

Diese Forderung „Vorwärts zum graphischen Industrieverband“ muß jetzt im Vordergrund der gewerkschaftlichen Frage der im Graphischen Bund angeschlossen Verbände liegen. Der Gedanke des graphischen Industrieverbandes ist alt, da er circa 30 Jahre diskutiert worden ist. Nun gibt es in allen vier Verbänden jetzt noch Gewerkschaftsgenossen, die auf dem Standpunkt stehen, daß die Schaffung des Industrieverbandes nicht überstürzt werden dürfte, da ein zu rasches Handeln nicht im Interesse der Gewerkschaftsgenossen ist. Ich stelle die Frage, wie lange noch soll diskutiert werden, bis die Zeit zum Industrieverband gekommen ist; doch nicht so lange, bis wir von der Unternehmertatigkeit gezwungen werden, um Sein oder Nichtsein unserer gewerkschaftlichen Existenz zu kämpfen. Diejenigen Gewerkschaftsverbände, die Gegner des sofortigen Schaffens des Industrieverbandes sind, hängen zu viel an ihrem Bestandsstandpunkt sowie an ihrer traditionellen Organisationsform. Statt das gemeinsame Streben solle für einen und einer für alle in den Vordergrund zu stellen. Sehen denn diese Kollegen nicht, wie die Konzentration des Kapitals immer weitere Fortschritte macht, wie die Unternehmer sich immer mehr zusammenziehen, um in geschlossener Pfalz den Entscheidungskampf gegen das gesamte Proletariat führen zu können. Ist es da nicht zwingende Notwendigkeit, das noch Trennende zurückzuführen, jeden Bestandsstandpunkt sowie sonstige Schwierigkeiten über Bord zu werfen und mit aller Kraft auf den Zusammenschluß hinzuarbeiten, um dem geschlossenen graphischen Unternehmertum die geschlossene graphische Arbeiterkraft entgegenzustellen.

In einem Artikel der Prinzipalszeitung wird versucht, die graphischen Verbände gegeneinander auszuspielen, damit ja noch Schwächen erzeugt werden sollen, die den Zusammenschluß hinauszuschieben; man merkt die Angst des Artikelfreiers vor dem graphischen Industrieverband. Nehmt doch der Wille eines jeden Gewerkschaftsgenossen zum Zusammenschluß vorhanden sein und wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Wenn wir warten wollen, bis alle Hindernisse, die noch im Wege stehen, beseitigt sind, werden wir nie zum Industrieverband kommen, sondern alle Schwierigkeiten, die sich beim Zusammenschluß ergeben, werden sich mit etwas gutem Willen und Reichhaltigkeit beseitigen lassen. Deshalb rufe ich allen Gewerkschaftsgenossen der

bei der Hand ging, alles so einfach, als ob sie schon jahrelang hier wäre, das imponierte dem alten Herrn.

Inzwischen kam die Frühstückspause. Jede ging mit einer gewissen Spannung an ihre Stühle. Die Kolleginnen hatten natürlich die aufgeregte Stunde von Meisterin beobachtet. Da sie mit ihnen im Raum das Frühstücksbrot ab, so erwartete alles so etwas wie eine Sensation.

Die Mädels plauderten zunächst, was man so „alltäglichen Zeug“ nennt. Wo sie gewesen sind, was für eine Weise sie angefaßt, wo es „richtig nett“ war und sie beinahe noch geworden wären und anderes mehr.

Die Schilling sah da und zog ein Gesicht wie ein Maulwurf, der Gassenkneipe hat. Dies „neue Mensch“ lag ihr im Magen. Jeder Blick quoll ihr im Munde. Sie warf Blicke um sich, die an einen Leuchturm erinnerten, selbst ihre beste „Freundin“, die sie hatte (besser sagte man wohl ihre Zuträgerin oder Kaffattarin), die Hulda Sennebaum, konnte sie heute nicht schmecken. Hulda gab sich aber alle Mühe, die „Hilfsmeisterin“ zum Sprechen zu bringen.

„Es haben schon mehr gedacht, sie könnten hier ihre Länze machen“, sagte sie lebdebenlich, um der Schilling einen Gefallen zu tun. Für ein Rädchen der Rosa gab sie nämlich sonst was her.

Alles wurde still. Jetzt mußte doch „was kommen“. Helene Stein hob ebenfalls den Kopf von der Zeitung, um fragend aufzublicken, ob sie wohl gemeint sein könne. Als alle nach ihr hinsehen, wußte sie, daß diese Rede ihr galt. Helene hier zu Unrecht angegriffen wurde, waren aber zu ängstlich, offen Partei zu ergreifen.

Helene Stein fragte: „Meinen Sie mit den Länzen etwa mich?“

„Wenn der Pantoffel paßt, zieht ihn an“, gab Hulda spitz zurück. Nun bekam sie ein gültiges Rädchen von der Rosa.

„Ich verbitte mir diese Bemerkungen. Mein Benehmen kann niemand hier kränken. Ich verrichte meine Arbeit, bin aber nicht gewöhnt, daß ich mich irgendwo anschmeichle oder mich unter Belästigung stelle.“

Beinliche Stille im Raum. Hulda Sennebaum sah triumphierend um sich — aber nur wenige hielten zu ihr.

Das, was Helene Stein eben gesagt hatte, entsprach ganz ihren Herzen. Nur wollte keine mit der Sprache heraus. Sie hielten instinktiv gleich mit dem „fremden Frauenzimmer“.

„Kolleginnen, ich rufe euch zu Zeugen an, wie hat sie es mit mir gemacht?“

„Zawohl“, „stimmt“, „ganz richtig“, rief es durcheinander; nachdem das Eis gebrochen war, wurden sie alle solidarisch; in zehn Sekunden lernten sie dies Gefühl kennen, von dem sie schon so viel gelesen hatten.

„Schäfte Zeit ist's, daß es die am gefüßter bekommt, die Schilling, wie hat sie's mit uns gemacht“, rief eine Kollegin, und die meisten stimmten ihr zu.

Es war aber auch höchste Zeit, daß die Arbeiterinnen sich zusammenfanden — denn es dauerte gar nicht sehr lange, da kam „Abfalon“, die Rosa und der eine Herr Buchdruckerleibhaber in eigener Person. Komisch sah es aus, wie die Prozeßion in den Frühstücksaal trat. Nichtig, wie am Schöffengericht: erst der Vorsitzende, dann die beiden zur Unten und zur Rechtsen.

„Wo ist Fräulein Stein“, nälerte der Chef, dem die Sache sehr peinlich zu sein schien, denn er war kein guter Redner, besonders nicht, wenn viele ihm zuhörten.

„Was ist gefällig?“ rief diese ruhig.

„Sie haben sich hier gar nicht maufsig zu machen, verstehen Sie? Und wenn es Ihnen nicht paßt, wir sind nicht verheiratet, verstehen Sie? Und überhaupt: Verstehen Sie?“

„Darf ich Ihnen erst mal erzählen, wie es mit dem „Maufmachen“ aussieht?“

„Ich weiß alles — mehr als genug, verstehen Sie?“

„Sie wissen gar nichts — nehmen Sie mir's nicht übel, aber Sie haben keine Ahnung“, sagte Helene ruhig.

Das Vorbeden vom Chef bauchte sich auf, sein Wamsapfel schwall, die Augen wurden grün. Er trat einen Schritt vor:

„Entlassen, entlassen, verstehen Sie?“

Nun aber kam Leben in die Bude.

„Wenn Kollegin Stein geht, gehen wir alle mit.“

„Zawohl“, „flüger“, „aber plötzlich“, hörte man es rufen. Alles drängte auf ihn ein.

Na, diese Figur, die Herr Ernst Bohm machte. Er sah „seine“ Mädels an, wie ein Handwerksbursche einen Metzger-

hund, wie zurück, sah „Abfalon“ an, sah die Rosa an, betrachtete sich wieder, die aufgeregten Arbeiterinnen; dann bekam er nervöses Schlucken.

So standen sich die zwei Heerlager gegenüber, bis „Abfalon“ das Schweigen brach.

„Also, wir wollen den Fall untersuchen, Herr Bohm“, meldete er vermittelnd.

„Hier ist nichts zu untersuchen. Die Schilling muß raus. Die hat uns gerad' genug getrift und maltriert, keinen Finger rühren wir, bis dieser Blutsauger fort ist.“

Beifall links, rechts und in der Mitte erklang zu diesen Worten, die eine ältliche Kollegin herausgeschrien hatte.

So geht's immer. Die sich am längsten dufen, werden am energischsten, wenn das defante Fünftaken aus Pulverfaß kommt. Dieses Volksgerecht, das hier über die Schilling abgehatten werden sollte, wäre vor einer heißen Stunde noch total unmöglich gewesen. Nun raute die See — nun gebärden sich gerade die am tollsten, die sich bisher um gar nichts getümmelt hatten, während Helene Stein zu beruhigen suchte.

Ernst Bohm, der Chef, stand dabei wie ein Kind. Vor 10 Minuten war er noch der Herr gewesen, jetzt führte er so etwas wie eine höhere Macht über sich. Er winkte dem Hausen Arbeiterinnen, die lebhaft auf ihn einredeten, ab, ging in sein Arbeitszimmer und dachte: die werden sich schon beruhigen. Aber nachdem die Puppen am Tanzen waren, lief die Mechanik von selbst weiter. Die Kolleginnen wählten sofort eine Kommission, die nach oben ging, wobei es Helene Stein war, die eigentlich den Ton angab, mit der Bohm fast nur sprach, weil sie wenigstens verhandeln konnte. Das Ende vom Liede war, daß Rosa Schilling zwar nicht entlassen, aber in eine Abkistung verlegt wurde, wo sie keinen Schaden anrichten konnte.

Seit jenem bedenklichen Morgen ist bei Bohm u. Schoen ein ganz anderer Ton eingezogen — jeder und jede süßte sich frei und arbeitete noch einmal so gern. Helene Stein ist heute mit im Betriebsrat und der Chef hält auf sie — weil sie ihnen seinen Takt mit festem Haupt zu bewahren weiß und die Interessen ihrer Mitarbeiterinnen so vertritt, daß ihr ein Respekt immer fließt ist.

Nicht immer geht die Konflikte so aus wie in diesem Falle, aber ich habe es erzählt, weil doch manche (oder auch mancher) daraus ein klein wenig lernen kann. Seht euch nur mal um ...

